



NACHDENKEN, ÖFFENTLICH
UND IM VERBORGENEN
ULRICH RUDOLPH

Studium der Islamwissenschaft, Geschichte und Philosophie in Frankfurt, Bochum und Tübingen; Assistent an der École Pratique des Hautes Études (Paris) 1985 und an der Universität Göttingen ab 1986; Hochschuldozent in Göttingen ab 1993; ordentlicher Professor an der Universität Zürich seit 1999; Gastprofessuren in Aix-en-Provence, Jerusalem, Balamand (Libanon) und Berkeley; Mitglied der Academia Europaea und der Accademia Ambrosiana (Mailand). Wichtigste Veröffentlichungen: *Al-Māturīdī und die sunnitische Theologie in Samarkand*, 1997 (engl. 2015; Übers. ins Russische, Usbekische, Türkische und Bosnische); *Islamische Philosophie: Von den Anfängen bis zur Gegenwart*, 2004 (ital. 2006, franz. 2014); *Grundriss der Geschichte der Philosophie* (Ueberweg). *Philosophie in der islamischen Welt* (Hg.): Bd. 1, 8.–10. Jahrhundert, 2012 (engl. 2017), drei weitere Bände (11.–12. Jh., 13.–18. Jh., 19.–20. Jh.) in Vorbereitung. – Adresse: Asien-Orient-Institut, Universität Zürich, Rämistr. 59, 8001 Zürich, Schweiz. E-Mail: ulrich.rudolph@aoi.uzh.ch.

Gibt es in der islamischen Welt eine Tradition des Philosophierens, die in der Frühzeit mit Autoren wie al-Kindī (gest. um 865) und Avicenna (gest. 1037) begann und sich bis in die Gegenwart fortgesetzt hat? Wenn ja, wie lässt sich diese Tradition beschreiben und begrifflich fassen – systematisch, in diachroner Perspektive, im Kontext der islamischen Wissens- und Wissenschaftsgeschichte und in Relation zu anderen Philosophietraditionen? Solche Fragen beschäftigten mich, als ich im Sommer 2019 zusammen mit meiner Frau nach Berlin aufbrach, um ein Jahr am Wissenschaftskolleg zu verbringen.

Zugegeben: Die Fragen kamen mir nicht auf dem Weg nach Berlin in den Sinn, sie beschäftigten mich schon lange. Im Grunde stehen sie all jenen vor Augen, die zur Geschichte

der Philosophie in der islamischen Welt forschen und sich darüber Rechenschaft ablegen müssen, was genau die Konstituenten und spezifischen Merkmale ihres Gegenstandes sind. Das gilt, könnte man einwenden, für jedes Forschungsobjekt. Aber in diesem Fall hat das Problem der Gegenstandsbestimmung eine besondere Note. Zum einen wissen wir noch immer wenig über die islamische Geistesgeschichte; aus bestimmten Perioden, insbesondere dem 13.–18. Jahrhundert, sind die handschriftlich erhaltenen Quellen nur zu einem Bruchteil bekannt, geschweige denn ediert und wissenschaftlich untersucht. Zum anderen hat die europäische Forschung – trotz dieses Mangels an Kenntnissen – bereits im 19. Jahrhundert quasi vorausgehend ein Bild ihres Gegenstands konstruiert; ihm zufolge erlebte die Philosophie in der islamischen Welt ab dem 9. Jahrhundert eine kurze Blütezeit, in der sie das griechische Erbe aufnahm, kommentierte und an das lateinische Mittelalter weiterleitete, um gegen 1200, als diese (für Europa) wichtige „historische Aufgabe“ erfüllt war, in Agonie zu verfallen.

Gegen diese Geschichtskonstruktion läuft die neuere Forschung seit einiger Zeit Sturm, wie die sogenannten „post-classical studies“ eindrücklich belegen. Aber das heißt nicht, dass sie inzwischen überwunden und durch eine angemessene Sicht der Dinge ersetzt wäre. Dazu werden noch viele Anstrengungen seitens der *scientific community* nötig sein, wobei jeder kleine Schritt willkommen sein dürfte. In diesem Sinn nahm ich mir vor, das Jahr am Wissenschaftskolleg diesem Themenkreis und dort insbesondere zwei Aspekten zu widmen: der Erschließung von bislang unbekanntem Quellentexten *und* der Diskussion von Kriterien, mittels derer eine Geschichte der Philosophie in der islamischen Welt in der *longue durée* entworfen werden kann.

Beide Gesichtspunkte fanden ihren Platz in unserer Berliner Zeit, wenn auch in verschiedenen Phasen und auf unterschiedliche Weise. Der erste Teil des Aufenthalts stand ganz im Zeichen des wissenschaftlichen Austauschs, was zahlreiche Gelegenheiten mit sich brachte, über sinnvolle Kriterien für eine Historiografie der islamischen Philosophie zu diskutieren. Zunächst einmal am Wissenschaftskolleg selbst, im Austausch mit Fellows oder mit dem Redakteur der *Zeitschrift für Ideengeschichte*. Darüber hinaus an verschiedenen Berliner Institutionen, deren Türen sich durch den Aufenthalt öffneten: an der FU, insbesondere im Rahmen des Masterprogramms „Intellectual Encounters of the Islamic World“, einer Kooperation mit zwei Jerusalemer Universitäten (Hebrew University und Al-Quds University), die Studierende aus Deutschland, Israel und Palästina zusammenführte; an der HU, zum Beispiel am Institut für Islamische Theologie, das unmittelbar nach unserer Ankunft in Berlin seine Arbeit aufnahm; am Max-Planck-Institut für

Wissenschaftsgeschichte, das traditionell auch zur islamischen Welt arbeitet, oder an der Katholischen Akademie, die an interkulturellen und geistesgeschichtlichen Themen ein unerwartet großes Interesse zeigte. Überall dort ergab sich die Möglichkeit, über die Historiografie zur islamischen Philosophie vorzutragen bzw. zu diskutieren. Das führte zu zahlreichen Rückmeldungen, die sehr unterschiedlich waren und diverse Haltungen und Zugänge zu diesem Fragenkreis dokumentierten: Die Masterstudierenden reagierten enthusiastisch auf das Thema (wobei mich der gemeinsame Enthusiasmus der israelischen und palästinensischen Teilnehmenden besonders freute), die islamischen Theologen setzen große Erwartungen in die Erforschung rationaler Traditionen im Islam, die Kolleg*innen am Max-Planck-Institut beobachten Erwartungen dieser Art mit skeptischem Interesse, die Katholische Akademie sieht allenthalben Dialogmöglichkeiten, und am Wissenschaftskolleg kam es zu einer ganzen Palette von Reaktionen, von teilnehmendem Interesse über kulturwissenschaftlich inspirierte Bedenken bis hin zu begriffsgeschichtlicher Begeisterung.

All das war in höchstem Maße anregend, aber es trat schnell in den Hintergrund, als die Corona-Pandemie ausbrach und (neben vielen anderen Folgen) den wissenschaftlichen Austausch marginalisierte. So kam es, dass mein zweites Vorhaben ebenfalls zu seinem Recht kam. Denn ich hatte ja nun Zeit, unbekannte Quellentexte zu studieren, mir Notizen zu machen und die Ergebnisse dieser Lektüre niederzuschreiben. Auch diese zweite Phase unseres Berlin-Aufenthalts war prägnant und ist mir in bester Erinnerung geblieben. Sie weckte Erinnerungen an längst vergangene Zeiten, als Doktorand oder als Habilitand, denn ich kann mich nicht erinnern, seither in dieser Ausschließlichkeit an Texten und Manuskripten gearbeitet zu haben. Das ungewollte „Lathe biosas“ hatte also seine Vorteile. Es ermöglichte, konzentriert zu bleiben und Arbeiten voranzutreiben, die lange begonnen und zu lange liegen geblieben waren. Eine größere Publikation konnte ich sogar abschließen und an den Verlag schicken – und damit erfüllte sich ein Zweck, der bei aller Konversation und Betriebsamkeit wohl ebenfalls zur ursprünglichen DNA des Wissenschaftskollegs gehört.

Ist Jean de La Fontaine, der große französische Literat und Fabulist des 17. Jahrhunderts, im deutschen Sprachraum heute noch von Interesse? Wenn ja, lohnt es sich, ein französisches Buch über ihn, das jüngst in Erwartung seines 400-jährigen Jubiläums (1621–2021) erschienen ist, ins Deutsche zu übersetzen und bei einem deutschen Verlag zu publizieren? Solche Fragen stellte sich meine Frau, als wir uns im Sommer 2019 auf den Weg nach Berlin machten.

Dass sie an diese Möglichkeit dachte, hing mit einer Initiative des Wissenschaftskollegs zusammen. Denn das Wiko fragt im Vorfeld nicht nur Fellows, sondern auch deren Partner*innen, ob sie während des Aufenthalts in Berlin an einem Projekt arbeiten wollen. Meine Frau nahm diese Frage ernst und entschied sich dafür, einen lang erwogenen Plan in die Tat umzusetzen: ein neu erschienenes Buch, das sich mit französischer Kultur und Literatur befasst, ins Deutsche zu übersetzen. Auch zu diesem Plan gehörten zwei Elemente. Da war zum einen die Übersetzung selbst, mit all ihren Facetten und Herausforderungen: Arbeit am Text, historische Semantik, kulturelle Kontexte, Austausch mit anderen Übersetzer*innen, Kontakte zu einschlägigen Institutionen. Und da war zweitens die Frage, ob sich ein deutscher Verlag für das Ergebnis interessieren würde und bereit wäre, die Übersetzung zu publizieren. Beide Aufgaben ließen sich im Laufe des Jahres lösen. Die Arbeit an der Übersetzung profitierte von den Bedingungen, die das Wissenschaftskolleg bereitstellte (nicht zuletzt der Bibliothek), und den Kontaktmöglichkeiten, die sich in Berlin ergaben (z. B. mit dem Übersetzerverband). Und die Verhandlungen mit Verlagen waren durchaus komplex, aber letztlich zielführend. Ihr Ergebnis ist ein Publikationsvorhaben, inklusive Erscheinungsdatum (natürlich 2021), und so kam auch dieses Projekt in der Jahresfrist, für die es geplant war, zu seinem Abschluss.

Die Zeit in Berlin wird uns also in markanter Erinnerung bleiben. Dabei habe ich die vielen persönlichen Begegnungen, die sie begleitet und mitgeprägt haben, noch gar nicht erwähnt. Sie fanden mit zahlreichen Personen am Wissenschaftskolleg statt, Fellows zumal, darunter altbekannten und neuen Freunden, auch solchen, mit denen ich künftig gemeinsame Projekte plane. Persönlichen Begegnungen aber auch mit Mitarbeiter*innen des Wiko, in welchem Zusammenhang und auf welcher Ebene auch immer. Ihr Charme und die Verve, mit denen sie noch so verwegenen Fellowwünschen nachgehen, sei es in der Bibliothek oder im Restaurant, am Empfang oder in der Leitung der Fellowdienste, sind legendär und fügen sich zu einem unvergesslichen Bild.